

Christoph Scheuermann
Unter Briten

Christoph Scheuermann

UNTER BRITEN

**Begegnungen mit einem
unbegreiflichen Volk**

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2016 Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Straße 28, 81 673 München, und SPIEGEL-Verlag, Hamburg, Ericusspitze 1, 20 457 Hamburg

Umschlag: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagmotive: © Art'nLera/shutterstock, © avtor painter/shutterstock (Bulldogge), © Büro Jorge Schmidt (Biergläser)

Typografie und Satz: DVA/Andrea Mogwitz

Gesetzt aus der Fabiol

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04742-7

www.dva.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Fritzi

Inhalt

Vorwort	11
Von einem, der wartet <i>Unterwegs mit Prinz Charles</i>	17
Ganz unten <i>Beim Pfandleiher in Blackpool</i>	29
Proper Shit <i>Ein Abend mit der verdorbensten Rockband der Insel</i>	37
Tory Boys <i>Wie der Parteienachwuchs der Konservativen tickt</i>	45
Hechte angeln <i>Klavierstunde mit dem Ex-Chefredakteur des »Guardian«</i>	51
In der Matrix <i>Ein Tag auf der Computerspielemesse Insomnia in Birmingham</i>	61
Brexit e.V. <i>In einem Londoner Pub planen vier Männer die Revolution</i>	69

Unter Hühnern	75
<i>Mit Jungesellinnen durch die Alkohol-Apokalypse von York</i>	
Eine Elfe in Schottland	85
<i>Auf der Suche nach der besten Schauspielerin der Welt</i>	
Das Highclere-Kettensägenmassaker	97
<i>Eine Gartentour auf den Spuren der englischen Seele</i>	
Die Grube ist dicht	105
<i>Am Stammtisch mit Bergleuten in Wakefield</i>	
Im Ernst	115
<i>Wie ich in einer Satire-Show versuchte, den Briten die Wahrheit zu sagen</i>	
Im Land der tausend Augen	121
<i>John le Carré über die Figur des englischen Spions</i>	
Was darunter liegt	133
<i>Mit einer Schatzsucherin in Wales</i>	
Busy Boys	143
<i>Die Redakteure der Schülerzeitung von Eton</i>	
Die Hexen von Southampton	151
<i>Mit echten Magierinnen beim Vollmondritual</i>	
Aufstieg und Ball	159
<i>Das zweite Leben eines Ex-Fußballprofis</i>	

Being Kate Middleton	169
<i>Wie sich ein Double in die Herzogin verwandelt</i>	
Die große Boris-Show	175
<i>Mit Boris Johnson im Londoner Untergrund</i>	
Ufos gucken	187
<i>Eine Fahrt durch Bonnybridge, dem Zentrum der Außerirdischen</i>	
Fucking Francis	193
<i>Besuch beim verarmten Landadel in Devon</i>	
Callgirl	205
<i>Meine Fernbeziehung mit Denise von Sky</i>	
Der Rocky aus Essex	211
<i>Im Ring mit dem schlechtesten Boxer Englands</i>	
Einfach weiteratmen	223
<i>Ein Lkw-Fahrer und eine Schriftstellerin diskutieren über Schottland</i>	
Und jetzt zum Wetter	231
<i>Der shipping forecast und seine tiefere Bedeutung</i>	
Danke	237

The greatest is behind.

Macbeth

This is the room, the start of it all.

Joy Division

Vorwort

Es fing an mit einer Frage. Was ist eigentlich mit den Briten los? Freunde wollten das wissen, Arbeitskollegen, der Chefredakteur, Partybekanntschaften, SPIEGEL-Leser, meine Mutter. Hinter der Frage lauerte Neugier, manchmal Skepsis und oft genug Ärger über die Unverschämtheit eines Volkes, das sich derart beständig über »Europa« aufregte.

Ich antwortete meistens, dass nicht alle Briten das europäische Projekt und die Europäische Union verachteten. Dass einige Vorwürfe gegen Brüssel gerechtfertigt seien. Und dass überhaupt auf dem Kontinent ein verzerrtes Bild der öffentlichen Meinung auf der Insel herrsche, man dürfe sich nur nicht von den giftigen Londoner Medien beeinflussen lassen, von der »Sun«, der »Daily Mail« und anderen. Aber um ehrlich zu sein, wusste ich auch nicht so genau, was mit den Briten los war.

Was ich wusste: England hatte den Blues, als ich im Herbst 2012 als SPIEGEL-Korrespondent nach London zog. Das Land steckte in der tiefsten Wirtschaftskrise seit der Nachkriegszeit, die Staatsschulden stiegen, das Volk wollte keine Auslandseinsätze mehr, und in Schottland stand ein Referendum bevor, das Großbritannien an den Rand des Zerfalls bringen sollte. Das Selbstbewusstsein der Briten, das sich immer aus einem florierenden Handel, wirtschaftlicher Stärke, innerer Vielfalt und globalem Einfluss gespeist hatte, war schwer erschüttert. Keine gute Voraussetzung für Offenheit und Heiterkeit also. Die frühere Weltmacht verlor das Interesse an

der Welt, England versank in sich selbst. Das war, grob gesagt, die Ausgangslage.

Jede Nation ist ein Narrativ, eine Sammlung von Geschichten, die ein Kollektiv von Menschen über sich selbst erzählt, eine Mischung sich überlappender, oft widersprüchlicher Identitäten, Zugehörigkeiten und Abgrenzungen. Die Debatte um den Austritt aus der EU war der Versuch, dieses Narrativ in eine bestimmte Richtung zu lenken. Die Brexit-Bewegung nutzte die Unsicherheit und die Wut vieler Menschen in den ärmeren, abgekämpfteren Gegenden von England und Wales, um das trügerische Bild einer freien, unabhängigen Insel zu zeichnen, die sich nur von ihren europäischen Fesseln lösen müsse, um zu Wohlstand und Glück zurückzufinden. In die globalistischen Argumente der intellektuellen Brexit-Kämpfer mischten sich isolationistische, nationalpatriotische Töne. Einwanderer galten als gefährlich und schädlich für den Sozialstaat, Kriegsflüchtlinge als Bedrohung. Im Vorfeld des Referendums erhob der kleine, furchtsame Teil von England seine Stimme, von dem man als kontinentaleuropäischer Beobachter hoffte, er möge bitte nicht triumphieren.

Es kommt nicht oft vor, dass die Zukunft und die Gewissheiten einer Nation an einem einzigen Tag ins Wanken geraten. Der 23. Juni 2016 war so ein Tag. Das Votum der Briten, der EU den Rücken zu kehren, war eine Entscheidung gegen die Vernunft, gegen den gesunden Menschenverstand, gegen die herrschenden Eliten, auch gegen die weltgrößte Freihandelszone mit 500 Millionen Menschen. Aber es war eine demokratische Entscheidung, auch wenn das ein schwacher Trost ist.

Dies ist kein Brexit-Buch. Der Plan, diesem unbegreiflichen Volk näherzukommen, entstand lange vor dem Referendum. Mein *road trip* über die Insel dauerte ein halbes Jahr, von Ende 2015 bis Mitte 2016. Ich machte mich auf die Suche nach dem, was dieses Land eint und spaltet – Punk und Monarchie, Steinkohle, Spi-

one, die Obsession mit der Klassengesellschaft, die Anbetung von Losern. Ich fuhr durch die Highlands auf der Suche nach dem schottischen Patriotismus, stieg mit englischen Hexen durch einen verwunschenen Wald in Southampton und spazierte durch Parks in Hampshire, weil ich glaube, dass die englische Seele in einem Garten wohnt. Menschen werden geprägt durch ihre Umgebung. Wenn die Briten, die ich unterwegs getroffen habe, etwas gemeinsam haben, dann die Widerstandskraft und den Trotz auf einer Insel, auf der nicht immer die Sonne scheint.

Es gab kein Auswahlkriterium für die Protagonisten, außer dass sie interessant sein und eine Geschichte zu erzählen haben sollten – Bergarbeiter, Eton-Schüler, Fußballer, Schatzsucher, Jung-Tories und viele mehr. Wie tickt die künftige Führungsriege des Landes? Wo fängt für Briten der Spaß an und wo hört er auf? Und was macht eigentlich Prinz Charles den ganzen Tag? Zur Natur von Recherchen zählt stets die Begleitverzweiflung, nie genug Material zu haben, und am Ende die mürbere Einsicht, dass etwas fehlt (Drogen, Sex, Nordirland) und einiges nicht geklappt hat (David Beckham, die Sandwich-Fabrik, der Sammler von Hitler-Devotionalien). Drei Texte sind im SPIEGEL in veränderter Fassung und gekürzt erschienen, der Rest ist neu.

Natürlich muss jeder Versuch, die Briten als homogenes Volk zu fassen, schon an der turbulenten Einwanderungsgeschichte der vergangenen Jahrzehnte scheitern, die Einwanderer aus Pakistan, Indien, Bangladesch und der Karibik auf die Insel spülte, neben russischen Juden, polnischen Bauarbeitern, französischen Bankern und anderen Glückssuchern aus der ganzen Welt. Dieses Buch ist der Versuch, besser zu scheitern. Vor allem ist es der Anmachversuch an ein Volk, das der körperlichen Nähe von Fremden sehr skeptisch begegnet.

Auf der Reise habe ich ein Land erlebt, das hungrig ist nach Freiheit, und das gleichzeitig unsicher wirkt, wo es diese Freiheit

finden möchte. Ein Land in der Defensive. Seit Jahrzehnten misst sich Großbritannien an der Bedeutung der eigenen Vergangenheit, der Satz des früheren US-Außenministers Dean Acheson von 1962 stimmt bis heute: »England hat ein Empire verloren, aber noch keine neue Rolle gefunden.« Als Beobachter stolpert man über die Vergangenheit, fast jeden Tag und überall, bei Erinnerungsfeiern für Kriegsoffer und Veteranen, bei Aufführungen historischer Schlachten, bei Sammlern von Kriegsdevotionalien, an all den Denkmälern, Obelisken und Gedächtnistafeln, die von Inverness bis Portsmouth an das glorreiche Gestern erinnern.

Anders als in den meisten europäischen Staaten, deren Eliten im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer wieder gewaltsam ausgetauscht wurden, ist das britische Establishment mehr oder weniger stabil geblieben. Dieselben Privatschulen und Universitäten, die schon seit Ewigkeiten Minister, Beamte, Richter und Generäle produzieren, tun das auch weiterhin. Immer noch prägen reiche Familien das Land, jahrhundertealte Netzwerke und Verbindungen. Nicht zufällig sind es die oberen Schichten, die so gerne in die Vergangenheit blicken, auf die alte Größe. Die Sehnsucht der Eliten nach dem Damals zog sich auch durch das EU-Referendum.

Ich habe aber auch ein Land erlebt, das selbstgenügsam ist, stolz und radikal in seiner Ablehnung angeblicher Autoritäten, die den Briten sagen, was sie zu tun und zu lassen haben, ob von Brüssel oder von Westminster aus. Unter der Oberfläche köchelt der Wunsch eines Volkes, in Ruhe gelassen zu werden, die vergangenen Jahrzehnte waren schließlich chaotisch genug. Durch die Gesellschaft ziehen sich die Narben alter Kämpfe, und wer mit ehemaligen Bergleuten spricht, spürt die heiße Trauer der früheren Industrialisation, die sich in eine Finanz- und Dienstleistungsgesellschaft verwandelt hat – eine Veränderung, die viel stärker, umfassender und radikaler war, als man sich das als Deutscher vorstellen kann.

Es heißt oft, die Briten seien so eigensinnig, weil sie auf einer

seit jeher freien, unabhängigen Insel lebten. Ich finde, die Insularität ist nur ein Narrativ von vielen, und nicht unbedingt das überzeugendste. Über Jahrhunderte hielt der schmale Ärmelkanal die Briten nicht davon ab, Handel mit dem Kontinent zu treiben, in Konflikte einzugreifen und sich in das kontinentale Machtgefüge einzumischen. Das Haus Windsor ist von europäischen Fäden durchzogen, und mein Eindruck ist, dass etliche Briten Europa und die Welt besser kennen, als die Kontinentaleuropäer von sich behaupten. Am Ende der Reise dachte ich, dass die Insularität zwar eine bequeme, aber keine ausreichende Erklärung für den Isolationsismus ist, in den sich die Briten mit dem Brexit-Votum stürzten.

Jeder Einwanderer kennt den Schock der Fremde, vor allem, wenn er alleine mit zwei Reisetaschen und einem Rucksack am Fährterminal von Harwich ankommt und feststellen muss, dass der Zug nach London nicht fährt. Der Schock des Neuanfangs lässt mit der Zeit nach, zumal die Briten ein außergewöhnlich offenes, herzliches und gastfreundliches Volk sein können, besonders dann, wenn man ihr Bier mag und ihre Panik vor unangenehmen Gesprächssituationen toleriert.

Manche Eigenheiten werden dem Einwanderer dennoch unerklärlich bleiben. Dazu zählen je ein Heiß- und Kaltwasserhahn im Badezimmer, undichte Fenster, angeleinte Kinder, kurze Hosen im Dezember sowie die Eisenbahn, die zu den umständlichsten und teuersten Fortbewegungsmitteln der Welt zählt – und das in dem Land, das den Zugverkehr praktisch erfunden hat. Viele Briten sehen diese Probleme, scheitern aber an der Verbesserung, weil es gemütlicher ist, nicht nach Perfektion zu streben. Auf der Insel heißt das Pragmatismus. Das Ergebnis ist oft alles andere als praktisch, aber meistens unterhaltsam, wie das ganze Land.

»Die Engländer werden sich nie in eine Nation von Philosophen verwandeln. Sie werden stets Instinkt der Logik vorziehen und Charakter der Intelligenz ... Aber sie müssen aufhören, Ausländer

zu verachten. Sie sind Europäer und sollten sich dessen bewusst werden.« Das schrieb George Orwell 1944, und vermutlich hat er damit bis heute recht. Trotz Brexit muss man bedingungslos optimistisch sein, was die Zukunft der Insel angeht. Denn wenn die Briten in den vergangenen Jahrzehnten eines bewiesen haben, dann die Fähigkeit, aus dem Schlamassel wieder herauszufinden, in den sie sich selbst stürzten. Das schwindende Empire kompensierten sie mit dem Export von Kultur, von den Beatles bis One Direction, von James Bond bis Sherlock, von David Attenborough bis Top Gear, von den Computerspiel-Klassikern »Lemmings« bis »Grand Theft Auto«.

An die Stelle von Macht haben die Briten Unterhaltung gesetzt, insofern stimmt der Satz von Dean Acheson über das verlorene Empire auch wieder nicht. Sie schaffen es, eine miserable Ausgangslage in eine annehmbare Situation zu verwandeln, und das, ohne die gute Laune zu verlieren. Etwas Besseres kann man über ein Volk nicht sagen, finde ich.

Von einem, der wartet

Unterwegs mit Prinz Charles

Prinz Charles gibt selten Interviews, er redet lieber direkt mit seinen Untertanen. Regelmäßig fährt er von Highgrove House in Gloucestershire, wo er mit Camilla lebt, hinaus ins Land, um Hände zu schütteln, Orden zu verleihen, Gebäude einzuweihen und Metzgereien, Hockeyschläger oder Soldaten zu begutachten. Auf knapp 400 öffentliche Termine kommt er im Jahr. Man kann dem Thronfolger praktisch nicht enttrinnen, selbst wenn man wollte.

An diesem Montag stehen drei Verpflichtungen in seinem Kalender: vormittags Einweihung eines Familienzentrums in der Kaserne der Royal Dragoon Guards, eines walisischen Regiments, das in Norfolk stationiert ist, im Osten Englands; mittags Rundgang durch eine alte Schuhfabrik in Norwich, nicht weit von der Kaserne; nachmittags Besuch eines Dorf-Pubs. Das Programm hatte die Presseabteilung des Clarence House, das ist die Londoner Arbeitsresidenz des Prinzen und der Sitz seines Stabes, in Form mehrseitiger »operativer Hinweise« vorab an die hauptberuflichen Königshausbeobachter verschickt. Royal Editor, Royal Correspondent und Royal Reporter sind angesehenen Jobs im öffentlichen Leben Großbritanniens. Unter Kollegen gelten die Inhaber dieser Posten als Mitglieder der Subspezies Klatschreporter – leicht überzuckerte Leute mit speziellem Krawattengeschmack, die von den Königspalästen gerne wie von echten

Menschen sprechen: »Clarence House sagt«, »Buckingham Palace dementiert«, undsoweiter.

Mir erklärte Clarence House, Charles' Termine an diesem Montag erlaubten einen repräsentativen Einblick sowohl in dessen Terminplan als auch in dessen Lieblingsthemen. Es besteht also nicht nur die Chance, den Prinzen live zu sehen und zu hören, sondern ihn auch noch in seinem natürlichen Habitat zu beobachten. Ist er wirklich so verspannt, wie er im Fernsehen wirkt? Was hat der künftige König zu erzählen? Ist er fähig zum Smalltalk – und redet er dann wie alle Briten erst mal über Immobilienpreise?

Wenn ich ehrlich bin, hatte ich nie viel übrig für die Königsfamilie. Für mich waren die Windsors so relevant wie eine Gruppe Bauchredner. Je länger ich aber in England lebte, umso mehr verstand ich, wieso so viele Briten an ihrer Monarchie hängen. Sie veranstaltet einfach eine ziemlich gute Show mit ihren Wachwechseln, Paraden, Heiraten und Geburten. Außerdem füllt sie das politische Vakuum in einem Land ohne Präsidentenamt und ohne geschriebene Verfassung, hält eine zerfasernde Gesellschaft zusammen und verbindet Arm und Reich. Die Queen hat fast ein Dutzend Premierminister erlebt und sorgt mit ihrem Stoizismus für Kontinuität in einem parlamentarischen System, das von Konfrontation und Lärm geprägt ist.

Je mehr ich über Charles las und je öfter ich ihn im Fernsehen sah, desto größer wurde meine Neugier. Offenkundig war er durch eine eher unemotionale Kindheit geschliddert, mit einer hyperdisziplinierten Mutter und einem bockigen, narzisstischen Vater. Auch bei Frauen hatte er kein glückliches Händchen, die Sache mit Diana ging schnell schief, dann kamen die Tampon-Telefonate mit Camilla an die Öffentlichkeit. Er schien immer in der Defensive zu sein, egal, was er anpackte. Charles wurde zum Sinnbild einer verlorenen Palastgeneration. Vielleicht ist er deshalb ein Arbeitstier. Er kompensiert. Er nimmt mehr Termine wahr als seine Söhne Harry und William zusammengerechnet, im Gegensatz zu ihnen muss er



beim Volk um Sympathien kämpfen. Seit Jahren zieht Charles mit seinem Gefolge durch das Königreich wie auf einer nie endenden Werbetournee.

Für die schreibende Presse bestehen seine Termine zu 90 Prozent aus Herumlungen und zu zehn Prozent aus Gewaltphantasien gegen die drängelnden Fotografen und Kameralleute. Charles scheint das zu genießen. Es ist die Rache des Angeschossenen an den Aasgeiern. An diesem Morgen haben sich vier Fotografen am Tor der Dragoon-Guards-Kaserne eingefunden, je ein Kamerteam von itv und dem Militärsender BFBS, zwei Lokaljournalisten sowie ein Mann vom »Daily Telegraph«. 14 auffallend gut gekleidete Reporter. Offenbar haben alle das Vorbereitungsmemo des Clarence House bis zum Schluss gelesen, wo in gefetteter Schrift stand: »Aus Rücksicht auf die einladenden Organisationen und deren Gäste werden Vertreter der Medien gebeten, angemessene Kleidung zu tragen: Anzug und Krawatte für Gentlemen und Entsprechendes für Ladys.«

Alle frieren. Seit einer Dreiviertelstunde stehen wir in einem eisigen ostenglischen Wind vor einem angeblich neuen und tatsächlich nur neu innendekorierten Familienzentrum der Kaserne, einem unauffälligen Flachbau, der mit Tischen, Bildschirmen und einer Menge Spielzeug ausgestattet wurde. Mit der Presse warten sechs Soldaten, die braune, lederbezogene Holzstöcke in der Hand tragen, wie in der Kriegsklamauk-Serie »Blackadder«, sowie 30 oder 40 leicht übergewichtige walisische Soldatengattinnen mit ihrem ebenfalls gutgenährten Nachwuchs. Der Himmel ist königsblau, die Böen werden stärker. Einige Kinder rennen mit Großbritannien-Fähnchen über die Wiese, was keine schlechte Idee ist, um warm zu bleiben. Ich entscheide mich dagegen mitzurennen, um nicht schon bei meinem ersten royalen Termin kompliziert zu wirken. Wer weiß, wozu der Draht zum Clarence House noch nützlich sein könnte.

Ein schwarzer Bentley rollt heran. Rücken werden durchgestreckt, Kameras geschultert, Finger zücken Kugelschreiber. Charles stemmt sich aus dem Rücksitz und lässt die Kälte auf sich wirken. Mit einer langsamen Bewegung streicht er seinen sandfarbenen Kamelhaarmantel glatt, tritt in leicht gebückter Haltung auf zwei Soldaten zu, schüttelt ihre Hände, schaut nach rechts, schaut nach links, scheint erst jetzt die Menschenmenge wahrzunehmen. Seine hochgezogenen Brauen sagen: »Gottchen, seid ihr alle meinerwegen hier?« Das kann aber auch nur gut gespielt sein. Er schlenkert zu den Fahnenkindern, tippt einem Jungen zwei Mal mit dem Zeigefinger gegen die Wollmütze, eine Geste, die Zuneigung und Belustigung zugleich ausdrückt, und bummelt weiter zum Eingang. Erster Eindruck: Der Mann ist nicht in Eile. So weit, so sympathisch.

Was macht man, wenn man wie Charles nichts macht? Abtauchen geht ja schlecht. Und mit einer amerikanischen Schauspielerin durchbrennen kommt beim Volk auch nicht gut an, wie Charles' Großonkel König Edward VIII. 1936 bewiesen hat, noch immer ein

Trauma für die Windsors. Charles bleibt keine Wahl, als das Thronfolger-Spiel mitzuspielen, die Monarchie lebt schließlich davon, dass sich ihre Repräsentanten kontinuierlich zur Schau stellen. Ein unsichtbarer König wäre nicht lange König, und ein abwesendes Staatsoberhaupt würden selbst die monarchietreuen Briten nicht lange ertragen.

Drinne im Flachbau haben die gewissenhaften Mitarbeiter des Clarence House 20 Mütter mitsamt Kindern in vier Gruppen arrangiert, fünf Mütter pro Gruppe, die der Prinz der Reihe nach anplaudern soll. Charles schlüpft aus seinem Mantel und reicht ihm einem kleinen, skeptischen Mann, dessen Aufgabe anscheinend ist, den Mantel des Prinzen zu tragen. Es wäre die erste Gelegenheit zu hören, was Charles zu sagen hat. Das Problem ist, dass ich ihn nicht verstehe. Die Frauen, mit denen er gerade nicht redet, unterhalten sich mit der Lautstärke eines Jungesellinnenabschieds. Ich stehe zwei Schritte neben Charles. Zu dem Bild seiner sich bewegenden Lippen läuft die Tonspur brüllender, lachender Mütter.

Es wäre aufschlussreicher gewesen, Charles' Briefe an die Regierung zu lesen, statt in der Kälte auszuharren. Das geht, seit der »Guardian« in einem Gerichtsverfahren die Freigabe von 27 Schreiben erzwungen hat, die Charles 2004 und 2005 an britische Beamte und Minister schickte. Sie drehen sich meistens um Städtebau, Denkmalschutz, Umwelt und Landwirtschaft. Wegen der Handschrift des Autors heißen sie »black spider memos«, die Nachrichten der schwarzen Spinne.

Die Aufregung war groß, als die Briefe auf richterliche Anordnung veröffentlicht werden mussten. Monarchiekritiker fragten, wie ein Thronfolger sich derart exponieren und politisch angreifbar machen könne. Ein künftiger König müsse unparteiisch sein, so stand es in den Zeitungen, er solle sich aus dem Regierungsgeschäft heraushalten. Und wenn er etwas zu kritisieren habe, dann bitte doch nicht schriftlich. Aber je länger man die

